

Stefan Selke

# Einladung zur öffentlichen Soziologie

Eine  
postdisziplinäre  
Passion



SACHBUCH

EBOOK INSIDE

 Springer

---

# Einladung zur öffentlichen Soziologie

---

Stefan Selke

# Einladung zur öffentlichen Soziologie

Eine postdisziplinäre Passion

2., überarbeitete Auflage

 Springer

Stefan Selke  
Hochschule Furtwangen  
Furtwangen, Deutschland

ISBN 978-3-658-31111-7      ISBN 978-3-658-31112-4 (eBook)  
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-31112-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt

Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

# INHALT

---

Einladung zur öffentlichen Soziologie. Eine postdisziplinäre Passion. Vorwort zur 2. Auflage	XIII
Prolog: Entschuldigung, ich bin Soziologe!	3
»It takes two to tango ...«	3
Verstörendes Fremdschämen	5
»Wie jedermann weiß ...«	6
Positive Wunschbilder	7
<b>TEIL I</b>	
<b>AUFBRUCH: AUF DEM WEG ZUR ÖFFENTLICHEN SOZIOLOGIE ALS PASSION</b>	<b>9</b>
Platz am Tisch der Wissenschaften	11
Wissenschaft und Leben mit Haltung	19
Alternative kulturelle Positionen von Wissen	24
Forschung, Lehre und Engagement im Kontext progressiver Wissenschaftsnarrative	26
Auf dem Weg ins Freie entsteht Zugluft	27
Öffentliche Soziologie als »enfant terrible«	29
Wichtige Lesehinweise	33

**TEIL II**

<b>BESTANDSAUFNAHME: ›FOR PUBLIC SOCIOLOGY‹ ZWISCHEN PROGRAMMATIK UND PARADOXIE</b>	<b>37</b>
Zeitalter der Konsequenzenlosigkeit	39
Unbehagen in der disziplinären Komfortzone	40
Hochschulen als Abklingbecken für Kreativität	41
Selbst-Pathologisierung als Lustgewinn	45
Rettung in letzter Minute?	52
Revitalisierungsversuche einer Disziplin	55
Prototypen der Gelehrsamkeit	57
Ruf nach Relevanzsteigerung	58
Ur-Vision soziologischer Vorstellungskraft	61
Mythos der ›Berkeley Sociology‹	63
Öffentliche Soziologie als Tanzkurs – ›For Public Sociology‹ als Taktgeber?	66
Die »vier Gesichter« der Soziologie	72
Zwischen Podest und Schützengraben	79
Dialogkultur mit Wiedererkennungseffekten	82
Botschaft auf Reisen – ›For Public Sociology‹ auf Welttournee	86
Lob und Applaus für Burawoy	87
Öffentliche Soziologie in globaler Perspektive	88
Öffentliche Soziologie im deutschsprachigen Kontext	90
Ärger auf der Dinnerparty – Kritik an ›For Public Sociology‹	94
Im Rausch der Kreuztabellen	99
Reflexivitätsneid	104
Moralitätsüberschuss	108
Marxistische Überpolitisierung	114
Theorie statt soziale Praxis	117
Wissenslücken einer Engagiertheitssoziologie	120
De-Professionalisierungsängste	123
Rhythmusstörungen zwischen Engagement und Karriere	128
Instrumentalisierungs- und Korruptierungsgefahr	136
Brotlose Kunst und Karrierekiller	139

Zur Unverzichtbarkeit öffentlicher Soziologie – Alternativen zu Burawoy	144
Initiatoren öffentlicher Krisenexperimente im Labor Gesellschaft	149
Disruptive Denker und öffentliche Intellektuelle	154
Rückeroberer des öffentlichen Terrains	160
Diskursiv engagierte öffentliche Soziologen	165
Exkurs: Jean Ziegler – Öffentliche Soziologie als Diskurs der Subjektivität	167
Idealistische Weltverbesserer und lokale Aktivisten	170
Humanistische öffentliche Soziologen	172
Sichtbare und ›nützliche‹ Wissenschaftler	175
Dialogische Komplizen für weltverändernde Tätigkeiten	179
<b>TEIL III</b>	
<b>PLÄDOYER: WÜTENDE WISSENSCHAFT ALS DISZIPLINIERTES GRENZGÄNGERTUM</b>	<b>185</b>
<b>Prämisse 1: Wissensform und Lebensform – Öffentliche Soziologie für authentische Persönlichkeiten</b>	<b>187</b>
Öffentliche Soziologie als Haltung	192
Entzauberung der soziologischen Perspektive	195
Habituelle Entspannung	202
Moralische Verantwortung und ethische Beteiligung	204
Ästhetik des Eingreifens	208
Der vorgeschaltete humanistische Blick	211
Öffentliche Soziologie als Ausdruck biografischer Authentizität	213
Kohärenz ohne Abspaltung	214
Wahl zwischen Lebenslauf und Biografie	217
Fachliche Grundierung ethischer Positionen	223
Öffentliche Soziologie als lebensdienlicher Motivkanon	225
Konvivialität im Wissenschaftssystem	225
Selbstwirksamkeit durch Weil-Motive	228
Wissen im Seins-Modus	231
Von Irritationsagenten zu Irritationsrezipienten	235

Öffentliche Soziologie als empathischer Weltzugang	238
Politik der Wahrheit	238
Hermeneutik des Hungers	239
Wut als Ressource	244
Passionierte Soziologie	249
Soziologie als Kampfsport	251
<b>Prämisse 2: Anschlussfähiges Wissen – Beitrag zu einer kollaborativen Wissenschaftspraxis</b>	<b>257</b>
Alternative kulturelle Positionen von Wissen	258
Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Praxis	259
Erweitertes Verständnis von Wissensformen	262
Narrative Kooperation und Sympraxis	265
Von der passiven Ausweichsprache zur eigenen Stimme	267
Relevante und anschlussfähige Themen	275
Resonanzfähige Kontaktsprache	276
Von der Erzählung zum verallgemeinerbaren Wissen	281
Erzählerische Wahrheit als Wirklichkeitsbezug	283
Bedürfnis nach Erinnerung	284
Selbstgewählte Illoyalität	285
Wahrheit beim soziologischen Schreiben	286
Die Existenz des Publikums	292
Das Verlangen der Publika	292
Öffentlichkeit ist kein Notausgang	299
Das Denken der Anderen	302
<b>Prämisse 3: Vom Wissen zum Handeln – Öffentliche Soziologie im Kontext progressiver Wissenschaftsnarrative</b>	<b>307</b>
Legitimation disziplinären Grenzgängertums	308
›For Public Sociology‹ als Rationalitätsmythos	310
Gegenaffirmative Wissenschaftsauffassungen	311
Elastische Regeln	313
Ende des Reinheitsgebots	316
Die dreidimensionale Wissenschaftsauffassung	322
Postdisziplinarität als »große Synthese« der Wissenschaften	325



Öffentliche Soziologie in Nebenfolgendengesellschaften	332
Wandel der Wissensproduktion	333
Entgrenzte und »verhexte« Probleme	335
Der soziologische Overview-Effekt	339
Rückgekoppelte Wissenschaftsfreiheit	342
Progressive Wissenschaftsnarrative mit Öffentlichkeitsbezug	344
Nachhaltige Wissenschaft	344
Transdisziplinäre Wissenschaft	346
Transformative Wissenschaft	348
New Public Social Sciences	351
Paradoxien der Wirkungsfrage	354
Betriebsamkeit statt Gelehrsamkeit	355
Verkürzte Wirkungsdefinitionen	358
Wert- statt Nutzenperspektive	362
Verwendung durch Verwandlung	367
Effekte statt Wirkungen	368
Korruption und Kommodifizierung	372
Beurteilungsperspektiven für öffentliche Soziologie	373
Austausch der Beurteilungsinstanzen	373
Austausch der Beurteilungskriterien	379
Austausch der Kooperationspartner	382
Erfolgskriterien öffentlicher Soziologie	384
Erfolg als persönliche Zufriedenheit	384
Erfolg als disziplininterne Anerkennung	386
Erfolg als öffentlicher Wert	387

#### TEIL IV

### ERFAHRUNGEN: UNTERWEGS IM GORILLA-KOSTÜM – ÖFFENTLICHE SOZIOLOGIE ALS PRAKTISCHE PASSION 393

Der ›public turn‹ in den Sozialwissenschaften	398
Klassiker als praktische öffentliche Soziologen	398
Öffentliche Ethnologie als Best-Practice-Beispiel	402
Publikum der kurzen Wege – Lehre öffentlicher Soziologie	409
Studierende als erstes Publikum – ein leeres Versprechen?	410
Komplizenschaft zwischen Lehrenden und Lernenden	418
Verantwortungsbewusste Wissensaneignungsprozesse	419
Experimente mit lebensweltnahen Lehrformen	423
Wert und Grenzen öffentlicher Soziologie in der Lehre	438

Soziologie auf offener Bühne – Performative Arenen	444
Sprechen mit Hochgefühl	445
Öffentliche Soziologie als Bühnenarbeit	448
Performative öffentliche Soziologie	458
Fallstricke öffentlicher Wissensvermittlung	460
Werkstätten des Seins – Öffentliches Engagement und politische Praxis	465
Organische Engagementpraktiken und Erkundungsfelder	467
Soziale Innovationen als öffentliches Engagement	470
Engagement als professionspolitisches Problemfeld	472
Öffentliche Soziologie als soziale Plastik	475
Der Wille zu testen – Gesellschaft als Labor	479
Experimente außerhalb des Labors	479
¡Ya basta! Bürger als (wütende) Wissenschaftler	484
Öffentliche Soziologie und künstlerische Forschung	488
Dialoge für angstfreie Veränderungen	491
Die ganz große Bühne – Mediale Resonanzräume	495
Logiken von Wissenschaft und Medien	495
Öffentliche Soziologie als Thematisierungswissenschaft	497
Multimodale Engagement- und Medienpraktiken	503
Medien jenseits von Text	505
Mediale Bühnen für öffentliche Soziologen	507
Sprache der Öffentlichkeit statt Schweigegelübde	511
Erzählen, nicht quälen! – Narrative öffentliche Soziologie	513
Sehnsucht nach Klarheit	514
Die Wiederentdeckung der eigenen Stimme	515
Die Welt im Modus der Erzählung	518
Fiasko der Stimmlosigkeit und die fehlenden Worte	521
Das kommunikative Band und die Rückkehr zum Narrativen	529
Voraussetzungen und Erfolgskriterien narrativer Soziologie	538
Formate narrativer Soziologie	553
Fiktionales Schreiben als öffentliche Soziologie	562

<b>TEIL V</b>	
<b>DER WEG INS FREIE – ÖFFENTLICHE SOZIOLOGIE ALS KOMPLEMENTÄRE UND ENGAGIERTE WISSENSCHAFTSPRAXIS</b>	<b>577</b>
Öffentliche Soziologie als Wissenschaft mit Sitz im Leben	579
Merkmale öffentlicher Soziologie	580
Motivgeschichten – der persönliche Ort öffentlicher Soziologie	582
Reformpotenzial – der fachliche Ort öffentlicher Soziologie	584
Öffentliche Soziologie im Kontext	
neuer akademischer Verantwortungskulturen	587
Hochschulen als manipulative Werkzeuge	587
Auf dem Weg zur ›authentischen‹ Hochschule	592
Die soziale Mission öffentlicher Hochschulen	593
Einladung zur Slow University	599
Kontrollverlust in einer entfesselten Gesellschaft	600
›Slow‹ als Chiffre für die Rückgewinnung von Autonomie	602
Die Notwendigkeit einer Slow University	604
Prämissen der Slow University	609
Zukünfte der Slow University	620
Danksagung	623
Literatur	625
Referenzen	659

# EINLADUNG ZUR ÖFFENTLICHEN SOZIOLOGIE. EINE POSTDISZIPLINÄRE PASSION

Vorwort zur 2. Auflage

---

## AUF DEM WEG INS FREIE ENTSTEHT ZUGLUFT

### **Öffentliche Soziologie und Corona: Sehnsucht nach individueller Sichtbarkeit statt Kollaboration und Kooperation**

Warum benötigt dieses Buch ein neues Vorwort? Ganz einfach: Wir leben in prägenden Zeiten. Kurz nach der Veröffentlichung der *Einladung zur öffentlichen Soziologie* hat sich die Welt schlagartig und nachhaltig verändert. Öffentliche Soziologie findet nun im Kontext einer Krise statt, die auf allen Ebenen – von Familien über Institutionen bis zur Weltpolitik – durch die Corona-Pandemie geprägt ist. 2020 wird uns als Startpunkt einer höchst dynamischen Epoche in kollektiver Erinnerung bleiben. Auch wenn wir uns danach sehnen, am Ende wird es keine einheitliche Situationsdefinition geben. Die Normalität, zu der viele Bürger\*innen zurückwollen, gibt es inzwischen nicht mehr. Normalität findet sich nur noch in der Rumpelkammer der Nostalgie. Dieser Basisbefund lässt sich innerhalb gewisser Grenzen auf den Zustand der Soziologie übertragen. Soziolog\*innen sind es gewohnt, von Normalitäten im Plural zu sprechen, genauso wie von Öffentlichkeiten. Doch wäre diese Epoche nicht auch mit der großartigen Chance verbunden, gerade eine spürbar öffentliche Soziologie *jenseits von Burawoy* neu zu erfinden? Wer *Einladung* sagt, muss den Praxistest auch unter der Bedingung einer Welt im Wandel auf sich nehmen. Oder sich zumindest Gedanken darüber machen, wie dieser Stresstest für eine neue soziale Lehr-, Forschungs- und Engagementpraxis aussehen könnte. Vielleicht lässt sich daraus zumindest so viel lernen, um öffentlicher Soziolo-

gie in Zukunft genau denjenigen Stellenwert zu geben, den sie eigentlich verdient – denn jede Einladung basiert auf Wertschätzung.

### **Corona als Katalysator des Denkens und öffentliche Soziologie als Beitrag für utopisches Denken**

Darauf konnten sich viele, gerade auch außerwissenschaftliche Beobachter, einigen: Corona wirkt als Katalysator des Denkens und Handelns. Die Pandemie kann als kognitiver Fast-Track oder als epistemologische Überholspur im Alltagslabor der Menschheit verstanden werden. Der Künstler Josef Beuys sähe in der gesellschaftlichen Gesamtkonstellation vielleicht sogar eine bewusstseinsschaffende Soziale Plastik, die uns mit dem elementaren Gefühl der »Auferstehung aus einer Zerstörtheit« verbindet. Denn eine Soziale Plastik ist ja nichts anderes als das *kollektive* Durchleben eines Zerstörungs- und Heilungsprozesses. Öffentliche Soziologie findet also gerade dort statt, wo der Wandel des kollektiven Bewusstseins gemeinsam mit außerwissenschaftlichen Publika in den Blick genommen wird. Es wäre jedoch wünschenswert, wenn es diese öffentliche Soziologie auch als ein kollektives Projekt von Soziolog\*innen gäbe, und nicht allein als Summe von Einzelvorstößen – denn genau das zeigt sich gegenwärtig am Beispiel der »öffentlichen« Bearbeitung der Corona-Pandemie »aus soziologischer Perspektive«. Wenn aktuelle Gesellschaftsbeobachtungen in der Diagnose konvergieren, dass Stabilität zwar das Ziel unserer Gesellschaft sein mag, Instabilität aber nun einmal das zentrale Merkmal der Gegenwart ist, dann müsste eigentlich öffentliche Soziologie (als *sichtbare* Form eines Fachs) Grundlage eines *kollektiven* und *kollaborativen* Denk- und Praxislabors sein. Damit spiegelte sich dann in der Welt der Fachgemeinschaft das, was auch die kommende Gesellschaft prägen wird. Öffentliche Soziologie wäre als *utopische Form wissenschaftlicher Praxis* ein maßstäbliches Abbild der Suche nach gesamtgesellschaftlichen Utopien. Also ein Vorbild, das die Grenzen zwischen dem »Innen« der Disziplin und dem »Außen« der Gesellschaft aufhebt, wo immer das möglich ist.

Die Chance, gerade mit dieser Intention über öffentliche Soziologie nachzudenken oder gar öffentliche Soziologie auszuprobieren, wurde bislang weitgehend vertan. Meine *Einladung* liefert im besten Fall einige Anregungen, gerade weil sie kein bereits eingeschliffenes Lehrbuchwissen enthält, das nur »nachgebetet« werden müsste. Für öffentliche Soziologie als neue soziale Lehr-, Forschungs- und Engagementpraxis braucht es eine Portion mehr Eigenbeteiligung: »Be a voice, not an echo!« Deshalb be-

steht die zentrale Botschaft darin, die eigene Stimme zu finden, als Wissenschaftler\*in wo immer möglich mit erkennbarer Haltung zu sprechen und diese Haltung mit »disziplinierter Disziplinlosigkeit« im Spannungsfeld aller Deutungsangebote auch argumentativ zu vertreten. Genau das meint die Rede von »authentischen Wissenschaftler\*innen«. Dieses Leitbild zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. »Authentische Wissenschaft« meint zudem, *gemeinsam* authentisch zu sein, anstatt nur egoistisch auf die eigene Sichtbarkeit zu achten und Kolleg\*innen des Fachs als wesentlichen oder einzig legitimen Resonanzraum der eigenen Arbeit zu betrachten. Öffentliche Soziologie in Zeiten von Corona muss eindeutig mehr sein, als eine Hitparade von Soziolog\*innen, die sich gerade nicht an außerwissenschaftliche Publika richtet, sondern diese bloß als Hintergrundfolie für innerdisziplinäre Reputationsgewinne voraussetzt.

Das Bild »authentischer« Wissenschaftler\*innen ist in meiner *Einladung* zentral. Damit wird zugleich eine Lücke als auch ein Tabu-Thema adressiert. Bislang finden sich nur rudimentäre Verweise auf die Bedeutung von Authentizität für die Wissenschaft – was gemessen an der lebensweltlichen Bedeutung dieses Themas zumindest verwundert. Eine Ausnahme ist die Antrittsvorlesung von Uwe Schneidewind an der Universität Oldenburg, in der der Zusammenhang von Authentizität und Exzellenz im akademischen Feld beleuchtet wird. Schneidewind macht deutlich, dass sich Authentizität auch und gerade für Wissenschaftler im *Handeln*, also in der *Praxis* der Wissenschaft, zeigt. Authentisch wird dieses Handeln dann, wenn es sich einerseits an institutionalisierten Leitbildern (der Hochschule, der Wissenschaft) orientiert, wenn es andererseits aber auch im Hinblick auf aktuelle Herausforderungen *angemessen* ist. Was aber ist in diesem Sinne eine angemessene Praxis öffentlicher Soziologie als Wissenschaft? Ich bin Uwe Schneidewind sehr dankbar dafür, dass er Authentizität klar und deutlich aus der Ecke der Soft Skills (Persönlichkeitsbildung, Coaching, Esoterik usw.) rückt und selbstbewusst als *Wesenskern* zeitgenössischer Wissenschaft verankert! Authentizität ist gerade in der Wissenschaft notwendig und zielführend. »Authentizität schafft Identität in einer Welt, in der sich alles immer mehr angleicht und austauschbar wird«, so Schneidewind. Mehr noch: »Authentizität ist der Schlüssel zu Exzellenz«. Wer vor diesem Hintergrund noch immer mit Popularisierungsvorwürfen gegenüber öffentlicher Soziologie argumentiert, weist sich selbst lediglich als angstgetrieben und statusfixiert aus.

Vielleicht hilft Corona vor diesem Hintergrund sogar, neue Denkweisen und kollegiale Figurationen einzuüben. Denn Corona zwingt in Politik und Wissenschaft zu immer neuen Entscheidungen im Leben zwischen

Zeitgeschenk und Panikattacke. Die globale Pandemie verstärkt nicht nur den Charakter von Politikern und Institutionen. Vielmehr hilft sie in allen gesellschaftlichen Feldern, längst überfällige Fragen zu stellen. Die wichtigste dieser Fragen für das Feld der Gesellschaftswissenschaft lautet: Wie lässt sich aus der (messbaren) Betriebsamkeit wissenschaftlicher Ego-Naturen eine neue Kultur der Kooperation und Kollaboration schaffen? Öffentliche Soziologie würde als kollektive Unternehmung (anstatt als Einzelkämpfertum) noch produktiver zur Lösung zeitgenössischer Probleme beitragen. Die Bezeichnung »postdisziplinär«, die diese *Einladung* im Untertitel trägt, bekäme dann eine ganz neue und umfassendere Bedeutung.

Jenseits angestrebter Kampfansagen an den unsichtbaren Feind wäre Corona also ein dringend benötigter Katalysator für Denken und Handeln gerade auch innerhalb der Soziologie. Die Krise wird aber bislang lediglich als öffentliche Bühne für das eigene Ego, als Möglichkeit der Selbstdarstellung von »Starsoziolog\*innen« und gerade nicht als Labor zur Erprobung neuer Lehr-, Forschungs- und Engagementformen genutzt. Dieses Terrain überlassen wir (wieder einmal) den Anderen. Die Zeit wäre günstig, eine Fachgesellschaft in einer offenen Laborperspektive und nicht als Versammlungsort für Hierarchiegläubige (oder erzwungenermaßen Hierarchieabhängige) zu verstehen. Denn auch die Gesellschaft gleicht immer mehr einem Laborexperiment – mit uns Bürger\*innen als Probanden. Die Idee einer Gesellschaft als offenes Labor ist jetzt nicht nur das passende Bild, um die tägliche »Lage« besser einzuordnen, sondern auch, um eine zugleich authentische wie exzellente *kooperative* öffentliche Soziologie zu erfinden und zu etablieren. In diesem Sinne möchte ich meine *Einladung* um genau diesen Aspekt erweitern.

Erst öffentliche Soziologie als Kollektivprojekt gelänge es, Problemtauschagentur zu sein und in einem grenzenlosen, d. h. öffentlichen Experiment zwischen widersprüchlichen individuellen, gesellschaftlichen und geopolitischen Interessen hin- und her zu übersetzen. Die Notwendigkeit für »zoomendes Denken« auf allen Maßstabsebenen wird in Zukunft an Bedeutung zunehmen. Soziologie sollte sich nicht auf »streamlining« (Adorno) in Windkanal karrieretauglicher Anpassungsfähigkeit reduzieren. Öffentliche Soziologie muss mehr sein, als ein zitierindextaugliches Anhängsel der eigenen akademischen Betriebsamkeit. Vor diesem Hintergrund zeichnen sich zwei Aufgaben öffentlicher Soziologie ab: Erstens könnte öffentliche Soziologie ein dialogischer Katalysator für utopisches Denken werden. Die Voraussetzung dafür ist, zweitens, öffentliche Soziologie als vorbildliche kooperative und kollaborative Wissenschaftspraxis jenseits individueller Egoismen. Vielmehr sollte öffentliche Soziologie als

kollektives Lern- und Praxislabor authentischer und produktiv entgrenzter Wissenschaft verstanden werden.

## Utopien als Haltegriffe für den Zivilisationswandel

Corona führt die allgegenwärtige Entgrenzung des Lebens deutlich vor Augen. Ein wichtiges Element unserer menschlichen Existenz war schon immer die Suche nach einer Reset-Taste der Zivilisation. Während der Corona-Pandemie dynamisiert sich diese Suche radikal. Gleichwohl wurde von prominenten Soziolog\*innen reaktionsschnell auf die Trägheit gesellschaftlicher Strukturen hingewiesen und prognostiziert, dass am Ende wieder doch nur »alles beim Alten« bleiben wird. Rein intellektuell mag das, vor dem Hintergrund des jeweils vertretenden Theoriekanons betrachtet, richtig sein. Aber gerade öffentliche Soziologie beginnt mit einem anderen Blick. Diesen Blick beschreibt John O'Neill in seinem längst vergessenen Buch *Wild Sociology* mit der Formel »circumstantial love«. Was er meint, ist die umfassende Einbettung von Soziolog\*innen in die Welt – erst als Mensch, dann als Wissenschaftler\*in. Anders ausgedrückt: Der humanistische Blick ist dem rein wissenschaftlichen Blick vorgeschaltet.

Daher rührt auch die Sehnsucht nach Utopien oder zumindest utopischen Momenten. Bislang nahm jede soziale Utopie zwangsläufig erschöpfte Gesellschafts- und Zivilisationsformen zum Ausgangspunkt. Im offenen Labor der Menschheit geht es nun (endlich) wieder um soziale, kulturelle ökonomische und ethische Grenzüberschreitungen. Kurz: Wir brauchen wieder Utopien! Auch und gerade in der Wissenschaft. Soziologie ist hier keine Ausnahme.

Eine Utopie ist Widerstand gegen herrschende Deutungsrahmen, innerhalb derer Informationen zirkulieren. Ihre primäre Funktion besteht darin, die herrschenden Zustände zu kritisieren. Das gelingt, indem der jeweiligen Realität eine ideale Welt gegenübergestellt wird. Deswegen werden Utopien auch *Gegenentwürfe* genannt. Schon allein deshalb stehen Utopien unter Verdacht, was aber kein Argument gegen Utopien sein sollte. Denn Utopien enthalten immer zwei Elemente – Kritik *und* Transformation, Ablehnung einer Gesellschaftsordnung *und* einen Impuls zu deren Überwindung. Sie lassen die Welt solange in der Schwebe, bis sich jemand ein Herz fasst und das Neue wagt. Utopien sind dennoch keine technokratischen Handlungsanweisungen, sondern Werkzeuge, die helfen, die Gegenwart besser zu verstehen und uns, als Menschen *und* Wissenschaftler\*innen, wieder sprachfähig zu machen.



Öffentliche Soziologie ist mehr als »nur« die Variation einer Disziplin. Nur wer auch den utopischen Aspekt mit in den Blick nimmt, findet Kraft, gegen Widerstände anzugehen. Noch ist der Weg ins Freie nur in Umrissen erkennbar. Dennoch: Etwas, das noch nicht existiert, kann gleichwohl schon da sein. »Jede Entdeckungsreise setzte den stillschweigenden Glauben an ein zukünftiges gelobtes Land voraus«, so der argentinische Universalgelehrte Alberto Manguel. Weil das noch immer gilt, sind Utopien Baustellen der Menschheit, hypothetische Handlungsfelder auf dem Weg zu einer besseren Zivilisation – oder Wissenschaft. Leider stellen Utopien sowohl eine Herausforderung für das Mittelmaß, als auch für die »Professionalität« des Denkens dar. Sie zwingen dazu, über das Jammern an der Klagemauer der Unzulänglichkeiten hinauszugehen. Stattdessen legen sie den Grundstein für Experimente, die Prozessen der Entzivilisierung (Gesellschaft) oder Kommodifizierung (Wissenschaft) entgegenwirken. Experimente mögen nicht immer eindeutige Ergebnisse liefern, aber sie verhindern unkoordinierte Aktivitätszuckungen und voluntaristische Eingriffe in den Kurs der Welt.

Wie wir wissen, ahnen oder befürchten, sind die meisten Utopien bislang gescheitert. Ein Hauptgrund dafür ist ideologische Verkrampfung. Utopien fordern moralisch heraus. »Die Utopie ist eine vollkommene Welt, und die Wirklichkeit gewordene Vollkommenheit duldet keine Diskussion, keinen Kompromiss, keinen Vergleich mit der Unvollkommenheit«, so der Kulturhistoriker Georges Minois. »Ihre Anwendung muss vollständig und intolerant sein.« Hinzu kommt, dass Engagement in modernen Gesellschaften eher fragmentiert und feldbezogen stattfindet, der Brennpunkt ist verloren gegangen. Und gerade in der Wissenschaft gilt das Moralische wie selbstverständlich als verwerflich, wengleich genau hiermit ein verlässlicher Fokus für die eigene wissenschaftliche Praxis benannt ist.

Utopien sind gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie das große Ganze, das Zusammenspiel aller gesellschaftlichen Teilsysteme in den Blick nehmen. Utopisches Denken beginnt dort, wo die Verbindungslinien zwischen den Feldern des Engagements sichtbar gemacht und systematisch weiterentwickelt werden. Utopien entwirft man nicht für sich alleine, sie setzen einen *kollektiven* Resonanzraum voraus. Und genau daran scheiterte bislang auch das Fach Soziologie, deren Vertreter\*innen sich noch immer als höchst gebildete Einzelgelehrte betrachten, stets darauf bedacht, ausreichend gewürdigt, zitiert und mit innerdisziplinärer Anerkennung bedacht zu werden. Ein *kollektiver* Beitrag zur Heilung der Narben der Welt wird damit aber nicht geleistet. Und *kollaborative* Experimente in der Laboranordnung Wissenschaft rücken vor diesem Hintergrund in weite Ferne.

Was uns helfen könnte, ist die Funktion von Utopien als Rückspiegel. Sie leiten den Blick zurück auf das Zeitalter, die Kultur, die Gesellschaft und die Auffassung von Wissenschaft. Ihr Mehrwert liegt also gerade darin, die notwendige Selbstbeobachtungs- und Selbstregulationsfähigkeit moderner Gesellschaften zu unterstützen. Um Zukunft zu entwerfen, braucht es allerdings eine realistische Bestandsaufnahme und die Fähigkeit, die Vielfalt der Optionen zu erkennen. Öffentliche Soziologie ist eine dieser Optionen.

Tatsächlich erleben wir überall – in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft – ein ähnliches Muster: Es gibt Kritik an den Zuständen, aber kaum positive Wunschformulierungen. Anstatt in utopisches Kapital zu investieren, werden affirmative Standardwelten reproduziert. Doch die Variation oder Verdopplung des Bestehenden ist keineswegs das Neue. Das gilt für wirtschaftliches Wachstum ebenso wie für akademische Betriebsamkeit. Stattdessen sollten wir lernen, unsere Ideale genauer definieren. Erst, wenn wir alle in einen utopischen »Gesellschaftsvertrag« einwilligen, der die Regeln für eine universelle *conditio humana*, beinhaltet, sind wir auf dem richtigen Weg zum triumphierenden Weltbürgertum und authentischer Wissenschaft.

Diese Art des Zivilisationswandels braucht eine Zukunft mit Beipackzettel. Der Beipackzettel erklärt, was wir *tun* sollen, auch und weil wir ja bereits so viel *wissen*. Akkumuliertes Wissen und gesteigerte Sensibilitäten führen leider nicht zwangsläufig zu neuen Lebensweisen, denn es gibt eine Kluft zwischen Einstellung und Verhalten. Das gilt gerade auch für die Wissenschaften. Weil sie sich gerne in »performative Selbstwidersprüche« verstrickt, ist auch Soziologie keine Ausnahme. Zur Wissenschaft gehört ganz elementar der produktive Umgang mit Konflikten statt einer Kultur der Unterwerfung. Konflikte treiben Fortschritt voran, zwingen zur Diskussion und korrigieren Fehlentwicklungen. Eine Wissenschaft, in der nicht »geregelt gestritten« wird, ist zumindest eine langweilige Wissenschaft.

Vor allem aber ist Kooperation statt Konkurrenz die Grundsubstanz für diese Art des Wandels – Grundlage einer gerechten Gesellschaft ist gegenseitige Unterstützung. Für den Philosophen Zhao Tingyang war Ko-Existenz sogar schon immer die Voraussetzung jeglicher Existenz. Irgendwo im Leben von Individuen muss etwas existieren, das die Rettung ganzer Gemeinschaften bewirken kann, sonst ist das Experiment für eine neue Gesellschaft zum Scheitern verurteilt – genau das lehrt und gegenwärtig Corona. Das Ego des Einzelnen muss sich den Bedürfnissen der menschlichen Gemeinschaft unterordnen. Doch trotz zahlreicher Manifeste zur

Rettung der Welt, trotz Leitbildern, Präambeln, Gesetzestexten und vielen klugen Büchern, entstand bislang insgesamt keine bessere Welt. Fehlende Langfristorientierung, Verlustangst liebgewonnene Gewohnheiten, das Einrichten in der Komfortzone, Pfadabhängigkeiten in Politik und Wirtschaft – das alles sind Gründe für hemmende Utopiemüdigkeit. Eine große Herausforderung liegt im Moment darin, die Gleichzeitigkeit zwischen allergrößten Sorgen und banalstem Alltag produktiv zu gestalten. Tom Jefferies, der Anführer der Utopisten auf dem Mars fasst im Roman *Weißer Mars* seine Sehnsucht nach einer besseren Welt in markante Worte: »Ich werde eine morsche Tür eintreten. Ich werde Licht für die Gesellschaft hereinlassen. Ich werde dafür sorgen, dass wir das, was wir in unseren Träumen gern sein möchten, auch ausleben: dass wir große und weise Menschen werden – umsichtig, wagemutig, erfindungsreich, liebevoll, gerecht. Menschen, die diesen Namen auch verdienen. Dazu müssen wir nur wagen, das Alte und Schwierige abzuwerfen und das Neue, Schwierige und Wunderbare willkommen zu heißen.« Utopien sind geöffnete Türen in Richtung Zukunft. Und auf dem Weg ins Freie entsteht bekanntlich Zugluft.

Nicht erst seit Corona wird sichtbar, dass Gesellschaft ein Labor mit offenen Rändern ist. Auf die Wissenschaft (oder gar die Soziologie) wurde diese Einsicht bislang nur höchst selten übertragen. Es wäre nun an der Zeit, diese einmalige Chance für gesellschaftliche Experimente auch in der Welt der Fachdisziplinen kreativ zu nutzen. Denn in der temporären Versuchsanordnung des Lebens dürfen und können wir wahrscheinliche, mögliche und wünschenswerte Existenzformen erproben. Hierbei könnte eigentlich alles auf den Prüfstand gestellt werden: Wie viele Regeln tun Menschen gut? Wie funktioniert Kooperation statt Konkurrenz? Wissen wir, wann wir satt, wann wir zufrieden sind? Auf dieser Basis ließen sich Blaupausen für den Masterplan einer neuen Zivilisation sowie einer darin eingebetteten Wissenschaft erarbeiten.

Gerade öffentliche Soziologie sollte nicht müde werden, immer wieder auf den Unterschied zwischen technischen Laboren und Menschheitslaboren hinzuweisen, auch, weil dies den Kern unserer fachlichen Identität ausmacht (sofern man im 21. Jahrhundert noch immer eine benötigt). Menschheitslabore unterscheiden sich dadurch von technischen Laboren, dass hier gerade keine isolierten und kontrollierten Bedingungen vorliegen. Die offenen Labore der Menschheit funktionieren ein wenig wie Alchemie: Aus dem beschädigten Leben soll mittels einer magischen Transformation eine bessere, lebensdienliche Existenzform entstehen. Auch wenn das bislang selten funktionierte, ist das kein Grund, es nicht weiter

zu versuchen. Denn in offenen Laboren gilt die Grundformel, dass individuelles Scheitern grundlegend mit zum kollektiven Lernprozess gehört.

Im Innersten unserer wertvollen Existenzen verändert sich gerade alles. Wir sind dabei, die Welt umzukleiden. Wenn dabei ein paar althergebrachte Grenzen und Gewissheiten eingerissen werden, wäre es nicht wirklich schade darum. Weil die Evidenz der Bedrohung nicht automatisch bessere Menschen aus uns allen macht, müssen wir uns schon jetzt darauf vorbereiten wieder utopische Politik und utopische Wissenschaft zu betreiben. Wenn das universelle Empfinden darin besteht, dass uns der Boden unter den Füßen weggezogen wird, dann braucht es gerade jetzt Utopien als Haltegriffe. Die Zukunft sollte eine Geschichte sein, die uns selbst überzeugt. In diesem Sinne ist auch öffentliche Soziologie, genau das, was man daraus macht. Öffentliche Soziologie bietet gerade die historisch einmalige Chance, die Suche nach dem Reset-Knopf der Zivilisation mitzugestalten, weil es dabei im Kern immer um *Dialoge mit den Anderen*, den außerwissenschaftlichen Akteuren geht. Zwar müssen wir für eine gewisse Zeit den räumlichen Kontakt einschränken, doch gerade damit ist die Möglichkeit verbunden, ideologische Scheuklappen abzulegen.

### **Wissenschaft als kooperative und kollaborative Wissenschaftspraxis**

Die öffentliche Mitgestaltung von Utopien ist eine der zentralen Zukunftsaufgaben öffentlicher Soziologie. Doch das ist nicht genug. Vielmehr müsste das utopische Moment auch auf die Praxis der eigenen Wissenschaft anwendbar sein. Denn die bislang während der Corona-Pandemie erkennbaren Reaktionen zeigen, wie gut die antrainierten Reflexe gegenseitiger Wahrnehmung (und Missachtung) funktionieren. Wer diese Reflexe mit der notwendigen Distanz und Diplomatie beobachtet, sieht in etwa folgendes Bild:

Der erste Reflex sind die Nachfrage-Zuckungen des Mediensystems. Es ist mehr als offensichtlich, dass hierbei die zuverlässig etablierten Verknüpfungen aus Sprecherposition und Bekanntheitsgrad zum Tragen kommen. Begrüßenswert wäre es hingegen, wenn Medien auch Vertreter\*innen der nächsten akademischen Generation ein erkennbares Recht auf öffentliche Äußerungen und damit Sichtbarkeit einräumten. Öffentliche Soziologie sollte keine Domäne derer sein, die eine etablierte Sprecher\*innenposition haben. Meine *Einladung* macht sich vor diesem Hintergrund an vielen Stellen für das Aufbrechen gehemmter Strukturen stark

und fordert eine grundlegende De-Privilegierung der Privilegierten. Gerade für Soziolog\*innen, die mit sozialen Ungleichheiten vertraut sind, sollte dies zumindest eine praktische Option und nicht bloß Diskursthema sein.

Der zweite Reflex ist die Art und Weise, wie sich Soziolog\*innen (nicht nur) in Zeiten von Corona öffentlich äußern. Viele der gerade zu beobachtenden Beispiele belegen Thesen meiner *Einladung*. Die (mehr laut als leise) mitgedachten Adressaten sind vor allem die eigenen Kolleg\*innen. Doch Absicherungsgesten und Zitationskartelle sind unter dem Strich weder zielführend noch souverän. Nochmals: »Be a voice, not an echo!«

Auffallend ist, dass dem Irrelevanzverdacht der Soziologie gegenüber ausreichend Nahrung gegeben wird, wenn öffentliche Soziolog\*innen mal so eben »aus dem Fenster schauen« und dies als Gesellschaftsdiagnose ausgeben. Wenn sie »Meinungen« haben oder gar etwas »glauben«. Oder wenn sie erkennbar darum bemüht sind, Versatzstücke ihrer eigenen Theorie in eigene Statements einzubauen, um Absendekompetenz unter Beweis zu stellen.

In meiner *Einladung* plädiere ich stattdessen immer wieder dafür, das Publikum *jenseits* der eigenen Fachlichkeit nicht nur ernst zu nehmen, sondern vielmehr als das *vorrangige* Publikum öffentlicher Soziologie zu betrachten. Öffentliche Soziologie sollte keine Einbahnstraße vom Besseren zum Laien sein, sondern Möglichkeiten für Dialoge erschließen. Radiosendungen unter Teilnahme der Zuhörenden oder Radiovorlesungen mit Feedback-Kanal sind dafür gute Möglichkeiten. Im Kontext von Forschungsprojekten ist es wichtig, Bürgerinnen und Bürger dialogisch auch durch die Krise zu begleiten. Die Dankbarkeit der Öffentlichkeiten dafür, in dieser Zeit nicht alleine gelassen zu werden, ist groß. Experimentelle Dialog-Verfahren zu erproben, erzeugt Lust auf mehr. Hier erst *beginnt* öffentliche Soziologie – die vielfältigen Möglichkeiten sind längst noch nicht ausgeschöpft.

Als öffentlicher Soziologe sehe ich in außerwissenschaftlichen Publika gleichberechtigte Adressaten heterogener und multimodaler Kommunikationsangebote. Gleichzeitig erfordert ein massiv entgrenztes Problem wie Corona, die Rede von der Öffnung der Wissenschaften endlich ernst zu nehmen und mit »disziplinierter Disziplinlosigkeit« fachliche Grenzen zu überschreiten. Anstatt Reputationsverluste bei Kolleg\*innen zu befürchten, sollte durch eine resonanzfähige Sprache, eine erkennbare Haltung sowie die Lust auf Reichweite ein Beitrag zu einer öffentlichen Debatte geleistet werden. Öffentliche Wissenschaft ist keine Notlösung, sondern die Kür!

Der dritte Reflex auf Corona ist die Reaktion der institutionalisierten Fachgemeinschaft. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) listet seitenweise öffentliche Beiträge ihrer Mitglieder auf ([soziologie.de/aktuell/soziologie-in-der-presse](http://soziologie.de/aktuell/soziologie-in-der-presse)). Ist das ein Beleg für den Siegeszug öffentlicher Soziologie? Die Hitliste, angeführt von »Starsoziologen«, wird sicher eines Tages Gegenstand fleißiger Qualifikationsschriften sein. Gerade so, wie es die US-amerikanische Soziologin Patricia Hill Collins in einem mahnenden Beitrag mit dem Titel *Going Public* mehr als zutreffend für das Dilemma öffentlicher Soziologie feststellt. Denn sie befürchtet, dass es bald »Heerscharen von Dissertationen« geben wird, die den Beitrag und das Versagen öffentlicher Soziologie analysieren. »Und so gut wie niemand, der öffentliche Soziologie macht.« Mit ihrer veröffentlichten Hitparade begibt sich die DGS auf dünnes Eis. Aus einer bereits institutionalisierten und ausgiebig kritisierten Defizitposition heraus glauben mehr oder weniger gut vernetzte Fachvertreter\*innen, die eigenen medialen Beiträge auflisten zu müssen. Damit aber gehen zwei Risiken einher: Zum einen etabliert es sich mehr, Beispiele für »public engagement« sichtbar zu machen und als Element von Transferstrategien von Hochschulen und Forschungseinrichtungen auch anrechenbar zu machen. Die Liste kritischer Äußerungen dazu ist lang und wird in der *Einladung* verhandelt. Zum anderen wird damit neuen Vergleichsmöglichkeiten im Kontext akademischer metrischer Kulturen Tor und Tür geöffnet.

Authentische und gute öffentliche Soziologie sollte abgestimmt und kooperativ sein, anstatt volatil und auf Deutungskonkurrenz angelegt. Die Corona-Pandemie wäre vor diesem Hintergrund eine gute Gelegenheit, um aus disziplinären Bunkern zu entkommen und *neue Formen der Kooperation und Kollaboration* einzuüben. Was ich neben den vielen Einzelbeiträgen schmerzlich vermisse, ist ein *übergreifendes Projekt*, möglichst unter dem Dach der Fachgemeinschaft(en), bei dem der mit Corona einhergehende Wandel ausführlich dokumentiert, in dem heterogene Daten zusammengeführt und gemeinsam auf allen nur denkbaren Ebenen analysiert werden. Historiker sind zu ähnlichen Projekten bereit, etwa wenn in Projekten zur Geschichte aus den Perspektiven des Alltags (»Public-Oral History«) Aussagen von Zeitzeugen gesammelt und öffentlich zur Verfügung gestellt werden. Erst, wenn die Reaktionen auf eine wie auch immer geartete Krise, Mutation, Epochenwende, weltgeschichtliche Innovation oder Systemwechsel nicht mehr rein individuell und innerdisziplinär ist, lässt sich wirklich überzeugend von öffentlicher Soziologie sprechen.

Öffentliche Soziologie wäre dann, auch weit über Corona hinaus, Fürsprecher für eine kleine (aber feine) Ersatzrevolution. Vielleicht resultie-

ren aus der momentanen Wohlstandsaskese nicht nur ideologische Lockerungsübungen über den disziplinären Tellerrand hinaus, sondern im besten Fall neue, progressive Regeln der Wissenschaftlichkeit, die die gängige Praxis von einem individuellen Knechtungsakt und dem Kniefall vor dem Richterstuhl nachweisbarer Nützlichkeit wegrücken.

Wie immer lassen neue Wahrheiten Zugluft entstehen. Im Schimmer unserer Smartphones und Computerbildschirme werden wir alle zu Probanden einer kommenden Zivilisation und kommenden Wissenschaft. Wer zu öffentlicher Soziologie einlädt, sollte aber nicht Angst als Leitmedium der Zukunft zulassen, sondern sich von der Poesie der Hoffnung leiten lassen. Denn Sehnsucht brennt von innen her. Die neuseeländische Schriftstellerin Keri Hulme umschreibt in ihrem Roman *Unter dem Tagmond* eine Ästhetik des Eingreifens, die als positives Wunschbild für öffentliche Soziologie erhalten könnte. »Wir sind, für uns selbst, nichts Anderes als einzelne Menschen«, so Hulme, zusammen aber, sind wir »Herz, Muskel und Geist von etwas Gefährlichem und Neuen«, alle zusammen sind wir »Werkzeuge der Veränderung«. Zusammen betreten wir gerade eine große Bühne. Das gesamtgesellschaftliche Stück, dass dort aufgeführt wird, heißt Zukunft. Das disziplinäre Stück, dass nun erst Recht Beifall verdient, heißt öffentliche Soziologie. Es liegt an uns allen, welche Rollen wir darin als Soziolog\*innen spielen werden. Lernen kann man dabei vom Großmeister der Bühnenkunst, Shakespeare. Wie heißt es so schön, im 4. Akt von Macbeth? »Ein bewölkter Himmel klärt sich ohne Sturm nicht auf.«

»Aber unsere Ängste sind auch unsere Grenzen.  
Letzten Endes sind sie nichts anderes als Einschränkungen  
des Territoriums. Weiter zu blicken, sein eigenes  
Territorium zu vergrößern, das bedeutet auch, Wege  
für die zu eröffnen, die nachkommen.« (Angelo d'Arrigo)



## PROLOG: ENTSCHULDIGUNG, ICH BIN SOZIOLOGE!

---

Dieses Buch ist mein persönliches Plädoyer für öffentliche Soziologie als Passion. Ich verstehe darunter eine neue soziale Praxis der Wissensproduktion für authentische Persönlichkeiten mit Haltung im Kontext progressiver Wissenschaftsnarrative. Der Erfolg öffentlicher Soziologie hängt meiner Ansicht nach davon ab, ob sich drei Ebenen – Persönlichkeit, Praxis und Programmatik – stimmig zueinander verhalten. Gleichwohl ist Erfolg ein schillernder Begriff. Es ist alles andere als trivial, Erfolg *jenseits* von Karriere (oder Geld) zu definieren. Was bedeutet es also, als öffentlicher Soziologe »erfolgreich« zu sein? Vor allem aber: Wie bemerken wir, dass wir – als öffentliche Soziologen – letztendlich »erfolgreich« sind? Ich habe mich dazu entschlossen, in diesem Buch auch von meinen eigenen Erfahrungen zu erzählen. Damit verbinde ich die Hoffnung, dass praxisgesättigte Schilderungen letztlich mehr über Chancen und Hindernisse aussagen, als das Echo innerfachlicher Diskurse. Denn ein Echo hat keine eigene Stimme. Öffentliche Soziologie als Passion bedeutet jedoch im Kern genau das: Die Entdeckung der eigenen Stimme. Woran also messe ich meinen »Erfolg« als öffentlicher Soziologe?

### »IT TAKES TWO TO TANGO ...«

Es gab einen magischen Moment, in dem sich Erfolg ganz unerwartet und völlig unscheinbar einstellte. Nach einem öffentlichen Festvortrag wurde ich zu einem formellen Abendessen eingeladen. Auf dem Tisch fanden sich Platzkarten mit dem Namen der Gäste, teils mit Berufsbezeichnungen und (hier und da) akademischen Titeln. Auf meiner Karte standen bloß zwei Worte, die mir jedoch viel bedeuteten: »*Öffentlicher Soziologe*«.

Bemerkenswert daran war, dass ich keineswegs um diese Bezeichnung gebeten hatte. Dennoch fand sich diese entschlossen-plakative Bezeichnung auf meiner Tischkarte. Endlich eine Tischordnung, die mich rundum zufriedenstellte! Wenn Gastgeber ungebeten auf eine solche Idee kommen, dann muss das Etikett »*Öffentlicher Soziologe*« doch etwas für sie

bedeuten. Jedenfalls lernte ich an diesem Abend eine wichtige Lektion: Ebenso wenig wie wir uns selbst zum Experten ernennen können, sondern von anderen als Experte angesehen werden, sind wir dazu in der Lage, uns selbst als öffentliche Soziologen auszuweisen. Es sind *immer* die anderen, die über unseren Status entscheiden. In diesem Fall waren es gerade *nicht* die inner-akademischen Rollenzuschreibungen, die mich zu einem öffentlichen Soziologen machten, sondern außer-akademische. Erst Öffentlichkeiten erzeugen öffentliche Soziologie, nicht Soziologen im Alleingang. Bildlich gesprochen: »It takes two to tango«. Der Ritterschlag zum öffentlichen Soziologen findet *niemals* in Seminarräumen oder auf Institutsfluren statt. Erst die Öffentlichkeit entscheidet darüber, ob das, was wir tun, die Bezeichnung öffentliche Soziologie auch wirklich verdient. Diese Haltung ist das Gegenteil einer innerdisziplinären Selbstberufungslehre, auf der weite Teile des akademischen Diskurses – vor allem in Anlehnung an *For Public Sociology* von Michael Burawoy – beruhen. Davon will ich mich mit dieser *Einladung* so gut es geht lösen, nicht aber ohne genau diese innerdisziplinäre Selbstberufungslehre ausführlich zu würdigen. Die Thesen Burawoys (und die Kritik daran) stelle ich ausführlich in Teil II dieses Buches vor. Vorerst ist es ausreichend zu wissen, dass öffentliche Soziologie mehr oder weniger ausschließlich von einer Person mit einer herausgehobenen Sprecherposition definiert wurde und es aus verschiedensten Gründen kaum Alternativvorschläge gibt. Sogar die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) betet die zentrale These Burawoys nach, ohne dazu auf Distanz zu gehen. Genau diese Distanz benötigt allerdings detailliertes Wissen über den Entstehungskontext, Rezeptionsprozess und die vielen Widersprüchlichkeiten, die mit dem monopolistischen Modell *For Public Sociology* verbunden sind.

Eine alternative und eigenständige Haltung zu öffentlicher Soziologie zu finden, ist sicher nicht leicht. Damit ist kein einfacher Weg verbunden. Ich möchte dennoch dazu einladen, ihn zu gehen. Zu warten, bis uns das eigene Publikum als öffentlicher Soziologe erkennt, dauert manchmal lange und erfordert daher Geduld. Als extrem ungeduldiger Mensch weiß ich genau, wovon ich hier spreche. Aber es lohnt sich, auf diesen magischen Moment zu warten, in dem wir als das erkannt werden, was wir sein wollen. Denn dieser Moment markiert den Erfolg öffentlicher Soziologie. In Zukunft werden wir gerade dann anerkannt werden, wenn wir *eindeutig* als öffentliche Soziologen in Erscheinung treten. Unsere Publika lernen mit und wir dürfen ohne Angst vor Statusverlust wiederum von unseren Publika lernen. Meine Einladung basiert daher vor allem auf Grundvertrauen in wechselseitige Lernprozesse. Statt Geduld und Demut werden in

Zukunft konsequentes Handeln und selbstbewusstes Auftreten zu den Erfolgsfaktoren gehören. Meine *Einladung* zeigt vor diesem Hintergrund lediglich einige exemplarische Wege auf. Aber immerhin zeigt sie, so meine Hoffnung, dass wir auf einen solchen Moment hinarbeiten können und dass es sich unter dem Strich lohnt. Dieses Buch ist also ein persönliches Plädoyer verbunden mit einer Handlungsaufforderung. Ich bin überzeugt, dass die Zeit reif für eine öffentliche Soziologie mit Passion ist!

## VERSTÖRENDES FREMDSCHÄMEN

Die Zeit ist schon allein deshalb reif, weil es mir immer wieder das Herz bricht, wenn sich Soziologen öffentlich für ihr Fach entschuldigen. Denn das Gegenteil des öffentlichen Ritterschlages scheint die öffentliche Selbstkasteiung zu sein. Es ist geradezu paradox. Nur im Bewusstsein ihrer fachlichen Randständigkeit scheinen sich viele *als* Soziologen erleben zu können.

Übrigens könnte Randständigkeit auch anders gelebt werden. Indem er auf sein Leben als ›Marginal Man‹ zurückblickt, beschreibt beispielsweise der Sänger Nick Cave seine eigene Lust an der Randständigkeit. »Was bei mir hängenblieb, war dieses Gefühl, ausgestoßen, angefeindet, unerwünscht zu sein«, erzählt Cave in einem Interview. Und er macht deutlich, dass mit Marginalität auch *Vorteile* verbunden sein können. »Die ideale Grundlage, um es sich in einer Außenseiterposition einzurichten.« Kommt uns das nicht eigentümlich bekannt vor? Ich kenne nicht wenige Soziologen, die hypnotisch redundant über die Außenseiterposition ihrer Disziplin klagen. Der permanente Verdacht auf Nutzlosigkeit gehört scheinbar zur Grundierung (einiger) soziologischer Szenen. Aber was macht das mit uns? Eher das Gegenteil dessen, was Nick Cave als Vorteil sieht, wenn er zeigt, wie sich seine *kreative* Kraft gerade aus der Außenseiterposition speist.

Viel häufiger als kreative Kraft ist erlebtes Fremdschämen. Wahrhaft atemberaubend ist die Tatsache, dass die Soziologie wohl die einzige Disziplin ist, deren Vertreter sich bei öffentlichen Auftritten zunächst dafür *entschuldigen*, Soziologen zu sein. Vertreter anderer Disziplinen entschuldigen sich ebenfalls, jedoch erst dann, wenn sie fachfremde Themen behandeln. Diese Wissenschaftler markieren damit im Kern jedoch selbstbewusst die Grenzen ihres eigentlichen Kompetenzbereichs. Sich jedoch für den eigenen Kompetenzbereich zu entschuldigen, scheint ein kurio-

ses und zugleich verstörendes Alleinstellungsmerkmal der Soziologie zu sein. Ebenso unglaublich ist es, dass Soziologen die Unverständlichkeit ihrer Vorträge damit rechtfertigen, dass es sich eben um Soziologie handelt und dann behaupten, dass angeblich *trotzdem* alles stimmt, was sie sagen. Anspruch auf Deutungshoheit trotz Unverständlichkeit – wie verstörend ist das denn? Soziologen sehen sich immer wieder gezwungen, öffentlich für den »schlechten Ruf« der eigenen Disziplin einzustehen. Das folgende Beispiel reicht zwar nicht über anekdotische Evidenz hinaus. Gleichwohl verweist es doch auf ein grundlegendes Defizit, das ich zum Ausgangspunkt meiner Suche nach öffentlicher Soziologie machen möchte.

### »WIE JEDERMANN WEISS ...«

Mittlerweile konnten sich ›Science Slams‹ als Format für öffentliche Wissenschaft etablieren. Bei einem Science Slam versuchen (meist jüngere) Wissenschaftler, ihr eigenes Forschungsgebiet (und damit auch die eigene Disziplin) möglichst spannend, unterhaltsam und informativ einem meist neugierigen Publikum gegenüber zu präsentieren. Alle? Nicht so Soziologen! Soziologen kommen erst einmal auf die Bühne und *entschuldigen* sich dafür, Soziologe zu sein. Warum? Weil ja, »wie jedermann weiß«, die Soziologie nicht gerade dafür bekannt ist, besonders nützlich zu sein. »Bis hier hatten wir Wissenschaft, jetzt kommt Soziologie«<sup>1</sup>. Mit diesen Worten beginnt ein Vertreter des Fachs seinen Science Slam. Aus der Tatsache, dass er Soziologe ist, folgert er: »Damit sind wir eigentlich schon beim Kern des Problems.« Diese Selbsterniedrigung ist das genaue Gegenteil öffentlicher Soziologie mit Passion. Doch damit nicht genug. Im selben Atemzug fügt der soziologische Slammer noch hinzu, dass ja generell niemand so genau weiß, wozu Soziologie eigentlich notwendig ist. Eine Variante der Selbsterniedrigung besteht in der Annahme, den Auftritt bei einem Science Slam dazu nutzen zu müssen, ausgerechnet die Nützlichkeit der Soziologie in Form einer Lebendbewerbung unter Beweis zu stellen – obwohl eigentlich niemand nach einem Nützlichkeitszertifikat gefragt hat.<sup>2</sup> Wohl nur Soziologen können sich etwas Derartiges ausdenken. Vertreter anderer Disziplinen gehen wie selbstverständlich davon aus, nützlich zu sein und genau *deswegen* auf der Bühne zu stehen. Selbstverständlich gibt es Soziologen, die sich nicht entschuldigen (müssen), weil sie etabliert genug sind, um gehört zu werden. Mir geht es in diesem Buch aber nicht um die wenigen Ausnahmen, sondern um die nächste akademische Generation, die

zwischen selbst gewählter Leidenschaft und erzwungener Prekarität ihren eigenen Weg sucht.

Nicht besser als die gerade geschilderte defizitäre Selbstwahrnehmung ist die Fremdwahrnehmung (vermeintlich) unnützer Soziologen, die beim Science Slam schrill, ja fast despektierlich, angekündigt werden. So wird ein anderer soziologischer Slammer als »Vertreter einer wissenschaftlichen Disziplin« vorgestellt, »von der gesagt wird, sie bestehe in der Kunst, eine Sache, die jeder versteht und die jeden interessiert, so zu formulieren, dass sie keiner versteht und dass sie auch keinen mehr interessiert.«<sup>3</sup> Erneut das Gegenteil öffentlicher Soziologie! Während das Publikum lacht und tobt, denke ich darüber nach, diese *Einladung* zu schreiben, um in Zukunft weder Schreck noch Fremdschämen erleben zu müssen. Denn erschreckend ist, dass das Publikum im Saal sogar errät, dass es sich hierbei um einen Soziologen handelt! Wer unter derartigen Bedingungen auftreten muss, hat es sicher nicht leicht.

## POSITIVE WUNSCHBILDER

Aus diesen ersten und einfachen Beispielen lässt sich gleichwohl viel lernen. Lehrreich ist vor allem die Tatsache, dass eine rein *negative Bestimmung* der eigenen disziplinären Haltung immer reaktiv bleiben muss und dazu führt, als Verlierer zu enden. Wer vergleicht, verliert. Und wer sich mit anderen vergleicht, ohne eine eigene Haltung zu besitzen, verliert noch mehr. Abgrenzungsversuche und Gesten der Beweisführung sind vor diesem Hintergrund so fatal wie nutzlos. Schluss mit dieser resignativen Haltung! Es reicht mit der Selbstabwertung und es reicht mit nutzlosen Nutzlosigkeitsunterstellungen! Genau aus diesem Grund braucht es ein *positives Wunschbild* öffentlicher Soziologie im Kontext eines zukunftsfähigen Wissenschaftsmodells. Es ist nicht zielführend, von einem defizitären Selbstbild oder einer negativen Haltung auszugehen. Gehen wir es einfach ein wenig kämpferischer an. Denn man »muss dem Gegner im Wunschhorizont voraus sein, um ihn schlagen zu können.«<sup>4</sup> Ebenso symptomatisch wie sympathisch antwortete der norwegische Bestsellerautor Jo Nesbø in einem Interview auf die Frage, warum er Soziologie studiert habe. »Ich wusste nicht, was ich machen wollte.«<sup>5</sup> Es lohnt sich, dieser gefühlten Grundlosigkeit ein wenig nachzuspüren, um die Fragestellungen dieser *Einladung* und vielleicht auch die darin geäußerten vorläufigen Antworten besser zu verstehen. Die Einladung zur öffentlichen Soziologie ist daher

auch das Versprechen auf eine positive Bestimmung der eigenen fachlichen *und* persönlichen Position und damit das Versprechen, die *defizitäre* Haltung zugunsten einer *progressiven* zu überwinden. Öffentliche Soziologie als postdisziplinäre Passion überwindet die Strenge und Geschlossenheit disziplinärer Denkschulen. Davon profitieren Mensch *und* Wissenschaftler zugleich. Von diesem positiven Wunschbild auszugehen, ist ein risikobehaftetes Unternehmen, dem Kritiker wahrscheinlich den Hang zur Illusion vorwerfen werden. Trotzdem möchte ich gerne dazu einladen. Öffentliche Soziologie sollte zu einer Passion werden, die außerhalb von Seminarräumen zu gemeinsamen Lernprozessen führt. Eine Passion, die positiv wahrgenommen und honoriert wird.

Das bedeutet nicht weniger – so die Kernthese des Buches – als eine persönliche Haltung einzunehmen, die weniger angstgetrieben ist, sondern selbstbewusst von Vielartigkeit (anstatt von Vielwertigkeit) wissenschaftlicher Disziplinen ausgeht. Es bedeutet auch, statt erlernter Hilflosigkeit mit einem Gefühl von Selbstwirksamkeit auf die rituelle Frage nach der Nützlichkeit der Soziologie zu antworten. Eine Disziplin, die es schafft, gerade ihrer nächsten akademischen Generation Angst zu machen (indem z. B. Professoren von der Teilnahme an »unseriösen« Science Slams abraten), zieht unnötige Grenzen. Gerade öffentliche Soziologie könnte diese Grenzen zwischen innen und außen (zwischen Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit) auflösen. Grenzen sind letztlich Einbildung. Es wäre möglich, sie einzureißen. Aber der Konjunktiv verändert die Zukunft nur langsam. Disziplinäres Grenzgängertum und eine postdisziplinäre Passion verwandeln den Konjunktiv nach und nach in einen Indikativ. Öffentliche Soziologie ist, was man daraus macht. Ich verspreche, dass es einen Unterschied macht. Probieren Sie es einfach selbst aus!